



Zur Erinnerung

an

Karl Ernst von Baer.

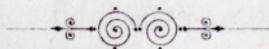
Wortung

gehalten in der Jahresversammlung der Gelehrten Estnischen Gesellschaft
am 18. Januar 1887

von

Geo Meyer.

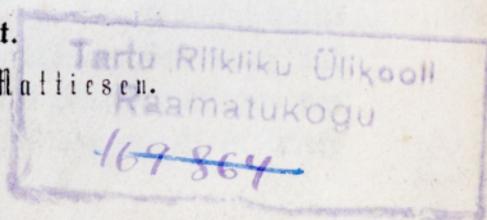
(Sonderabdruck aus der „Neuen Dörptschen Zeitung“ 1887.)



Dorpat.

Druck von C. Mattiesen.

1887.





Дозволено цензурою. — Дерптъ, 28. Марта 1887 г.

Est. A

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

21657



Meine Herren!

Am sechzehnten November vorigen Jahres hat unsere Universität und, können wir sagen, die ganze Stadt mit ihr ein Fest gefeiert von ganz besonderer Bedeutung: wir haben das schöne Denkmal enthüllt, das Karl Ernst von Baer auf unserem Dome errichtet worden ist. Unsere Gelehrte Estnische Gesellschaft hätte allen Grund gehabt, sich auch in besonderer Weise an jener erhebenden Feier zu betheiligen, und wäre es nur in der Niederlegung eines Lorberkranzes gewesen, aber sie liebt es ja auch da mit bescheidenerem Schritt aufzutreten, wo sie wohl mit etwas mehr Zuversicht einherschreiten dürfte. Karl Ernst von Baer gehörte auch zu den Unseren; sein Name hat bereits seit dem Jahre 1853 in der Reihe unserer Ehrenmitglieder gegläntzt. Und nicht bloß dem Namen nach war er unser Ehrenmitglied. Als er im Sommer 1867 von St. Petersburg ganz nach unserem Dorpat übergesiedelt war, ist er gar manches Mal die Stufen zu uns heraufgestiegen, um an unseren Sitzungen voll Interesse Theil zu nehmen, und dazu hat er mit manchem werthvollen Geschenke auch das besondere Interesse an unseren Sammlungen in bester



Beife Bethätigt. So liegt es wohl nahe genug, wenige Wochen nach der Enthüllung des zu seinem Gedächtniß errichteten Denkmals, auch an dieser Stätte seiner noch einmal in besonderer Weise zu gedenken. Wir thun es an dem letzten Jahrestage unserer Gesellschaft, den wir feiern, ehe die Zahl von fünfzig Jahren sich über ihrer Geschichte füllt.

Aber auch ohne unsere näheren Beziehungen zu dem großen Manne dürfen wir seiner und insbeson- dere seines Denkmals hier wohl gedenken. Unser Interesse, unsere wissenschaftliche Beschäftigung will ja wo möglich Alles umfassen, was namentlich an historischem und an sprachlichem Stoffe im weitesten Sinne des Wortes in den Rahmen der baltischen Welt sich hineinschließt. So gehört uns auch Alles, was sich auf unser Dorpat, auf seine innere wie seine äußere Geschichte bezieht. Und gehören dazu nicht vor allen Dingen auch die zum Andenken an besonders hervorragende Persönlichkeiten gerade in den Mauern unserer Stadt errichteten Denkmale? Karl Ernst von Baer ist nicht der Erste, der durch Errichtung eines Denkmals in Dorpat ausgezeichnet worden ist. Schon Jahrzehnte vor ihm wurde diese Auszeichnung einem Sohne der baltischen Welt zu Theil, einem der namhaftesten Führer der russischen Armee. Wir nennen den Platz noch nach ihm, der durch seine hochragende eberne Büste geziert ist. Wer kennt ihn nicht, den Fürsten Michael Barclay de Tolly, der, einer alten schottischen Familie entstam- mend, bald nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts als livländischer Edelmann geboren wurde?



Aber wer weiß noch von der Errichtung seines Denkmals zu berichten? Von den jetzt an unserer Universität Lehrenden bekleidete noch Niemand eine Professur, als der Barclay-Platz seinen monumentalen Schmuck erhielt. Es war am elften November des Jahres 1849, daß die Feier der Enthüllung des Barclay-Denkmal's begangen wurde. Es war eine wesentlich militärische Feier. Das dritte Bataillon des Grenadier-Regiments Kaiser von Oesterreich war in Parade aufgestellt. Der General-Gouverneur und der Curator waren anwesend. Die Universität war durch den Rector und die Decane vertreten, aber auch Deputirte der Studirenden in Gala-Uniform werden erwähnt. Griechisch-orthodore Geistliche hielten Reden — die erste der Protokrierei Feodor Bezresky, eine noch nachfolgende der zweite Geistliche der hiesigen griechisch-orthodoxen Kirche Paul Newdatschin. Die Rede des Letzteren ist in einer Uebersetzung im „Inlande“ abgedruckt. Was wir über das Denkmal selbst erfahren, ist, daß die Zeichnung dazu von der Akademie der Künste in St. Petersburg entworfen worden war, das Werk selbst aber von dem Architekten Coll.=Rath Eschedrin ausgeführt. Die bronzenen Waffenstücke, die das Denkmal schmücken, sollen auf sämtliche Truppengattungen des Armeecorps hindeuten, das unter dem Befehle des Feldmarschalls Barclay de Tolly gestanden. Die russische Inschrift besagt, daß das Denkmal dem Feldmarschall Fürsten Barclay de Tolly von dem Officierscorps der in den Jahren 1812, 1813 und 1814 von ihm befehligten Armee im Jahre 1848 errichtet worden ist.



Doch ich wende mich zurück zu Karl Ernst von Baer, der, wie ich hervorgehoben, viel nähere Beziehungen zu uns hat. Aber doch bestehen diese Beziehungen nicht bloß darin, daß er Ehrenmitglied unserer Gelehrten Estnischen Gesellschaft gewesen. Eine inhaltreiche fachmännische Festrede hat uns am jensechzehnten November zu zeigen gewußt, eine wie eminente Stellung Karl Ernst von Baer unter den Naturforschern der neueren Zeit eingenommen, wie er zu den Allerersten unter ihnen gehört. Das aber kann es auch nicht sein, was ihn näher mit uns verknüpft, was uns sein Gedächtniß so besonders werth machen muß. Unsere speciellen Aufgaben sind ja keine naturwissenschaftlichen, wenn wir solche auch durchaus nicht ausdrücklich ausschließen wollen, so weit sie sich in den weiteren Rahmen unseres Gebietes einschließen oder irgendwie mit ihm in Zusammenhang stehen.

Karl Ernst von Baer war nicht bloß ein glänzend hervorragender Vertreter der Naturwissenschaft, sondern auch ein einzig großer Vertreter der Wissenschaft überhaupt, und so bleibt er immer ein leuchtendes Vorbild für Alle, die sich überhaupt mit wissenschaftlichen Dingen beschäftigen, wie wir es hier doch auch ganz gewiß wollen. Sein Blick ist auch bei scheinbar engst umrahmten Untersuchungen immer auf große und höchste Aufgaben gerichtet gewesen. Als unsere Universität im Jahre 1852 das Jubelfest ihres halbundertjährigen Bestehens feierte, da war als Deputirter der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg außer dem Akade-



mitter Struve auch Karl Ernst von Baer nach Dorpat gekommen, und die beglückwünschenden Worte, die er im Namen der Akademie gesprochen, sind uns aufbewahrt. Man hat gesagt, sie seien das Werthvollste, was bei dem Jubelfeste überhaupt gesprochen worden sei. Er gedenkt vor allen Dingen der Bereicherungen, welche die Naturwissenschaften unserer Universität verdanken, er preist die zahlreichen Zöglinge der Dorpater Universität, die bis in die fernsten und unwirthbarsten Gegenden ausgezogen seien, um ihre wissenschaftlichen Untersuchungen zu machen. Dann waren seine Worte: „Wir schließen aus dieser Bereitwilligkeit Ihrer Zöglinge, daß Sie . . . das Beste in den Geist pflanzen, was in ihn gepflanzt werden kann, die Sehnsucht nach dem Lichte, wie das Beste, was im Herzen wohnen kann, die Sehnsucht nach dem Herzen ist“ und etwas später: „Wer von den anwesenden Gästen ist nicht, indem er diese geweihten Räume betrat (diese Worte wurden in der Aula gesprochen), von dem Gefühle tief ergriffen worden, daß er hier die Weihe erhielt für die ewigen Interessen der Menschheit“.

Der hier in so schöner Weise zum Ausdruck gebrachte Gedanke einer dem Menschen innwohnenden Sehnsucht nach dem Lichte kehrt bei Karl Ernst von Baer in mannichfachen Umformungen wieder, so insbesondere in dem, in einer öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg gehaltenen Vortrage, dem er den Namen „Blicke auf die Entwicklung der Wissenschaft“ gegeben. Er spricht von dem Deutschen Kaiser, den man den großen Karl



nenne, der, selbst des Schreibens wenig kundig, doch, die Sehnsucht nach Erkenntniß in der Brust nährend, die Weisesten seiner Zeit um seinen Thron versammelt habe, um an ihrem Lichte sich zu erleuchten und zu erfreuen. An einer anderen Stelle sagt er, es sei die Gewalt eines höheren Rufes, der die Völker zum Aufbau der Wissenschaften treibe. „Dieselbe Sehnsucht ist es, die in den Einzelnen mehr oder weniger lebendig, ja zuweilen mit Gewalt hervortritt“. Dann mag auch der kurze Ausspruch von ihm noch angeführt sein „daß ohne Begeisterung — ohne lebendige Sehnsucht nach dem Ewigen — keine Wissenschaft gedeiht“.

Vor allen Dingen aber dürfen wir uns hier einer Stelle erinnern, die besonders charakteristisch ist, die auch wohl zu den bekannteren gehört. Der Blick ist auf die Cultur der Menschheit überhaupt gerichtet. Die Cultur allein, heißt es, lehre die laute Stimme der thierischen Natur erkennen, beurtheilen, beherrschen. „Cultur ist ja eben nichts anders als die Entwicklung der höheren Anlagen im Menschen“. Und dann heißt es weiter: „Wir sind aber weit entfernt, Cultur der Wissenschaft allein oder ihren ersten Elementen zuzuschreiben. Eine vierfache Sehnsucht, die er dem Thiere verweigerte, legte der gütige Schöpfer in die Brust des Menschen zur Beherrschung seiner thierischen Natur: die Sehnsucht nach dem Heiligen, die wir Glauben, die Forderung der Pflicht, die wir Gewissen, die Lust an der Erkenntniß, die wir Wißbegierde, und die Freude an dem Schönen, die wir Kunstsinne nennen“. „Sene vierfache Sehnsucht,“



heißt es etwas weiterhin, „nach der man allein sagen darf, daß der Mensch ein Ebenbild Gottes sei, ist der Magnet, der unsichtbar die Menschheit in ihrer Entwicklung leitet und sie nothwendig in ihrer Gesittung weiter fortführen muß, denn er zieht sie nach ihren vier ewigen Interessen: der Religion, Tugend, Wissenschaft und Kunst“.

Es sind große und inhaltsschwere Gedanken, die in den gegebenen Anführungen liegen, die weiter und tiefer dringend zu verfolgen, ein flüchtiger Vortrag nicht versuchen kann. Einzelnes nur mag hervorgehoben sein. In welcher eigener tiefreligiöser Weise spricht der Naturforscher hier von der Religion, vom Glauben! „Die Naturwissenschaft“, sagt er, „hört man wohl besorglich äußern, zerstöre den Glauben“. „Wie feig und klein!“ fährt er fort. „Des Menschen Irrthum wird wohl vergehen, nur die Wahrheit ist ewig. Denkvermögen und Glaube sind dem Menschen angeboren wie Fuß und Hand“. Aber von noch ganz besonderer Bedeutung in der angegebenen Beziehung sind die Worte Baer's, die er am Schlusse seines Vortrages über die Verbreitung des organischen Lebens, der auch in einer öffentlichen Sitzung der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften gehalten worden ist, gesprochen hat und die auch an dieser Stelle einmal zu wiederholen gewiß nicht unangemessen ist. „Wie das Thier außer der animalischen Natur auch die vegetative (die Selbstbildung) als Träger derselben aufgenommen hat, so besitzt der Mensch die vegetative und animalische als Träger einer dritten, der geistigen. Diese aber ist nicht mehr auf den Erdbö-



den² beschränkt. Der geistige Mensch steht mit der ganzen Schöpfung und dem geistigen Grunde derselben in Beziehung. In ihm allein unter allen Bewohnern der Erde ist religiöses Bedürfniß, oder wie man sonst diese Ahnung des Unendlichen, diese Sehnsucht nach dem Ewigen nennen will, welche die Geschichte des Menschengeschlechtes bewegt hat und in mannichfachen Religionsformen sich spiegelt. Dieses Bedürfniß ist der schneidendste und am Tiefsten gehende Unterschied zwischen ihm und dem Thiere. Man kann verschiedener Meinung darüber sein, ob die Thiere Urtheilskraft besitzen, und in welchem Maße; man kann selbst darüber streiten, ob sie Vernunft haben, denn es kommt darauf an, welchen Begriff man diesem Worte geben will; allein es ist unleugbar, daß dem Menschen allein der Glaube gegeben ist. Seine Existenz kann daher nicht an die Verbindung mit dem Erdkörper gefesselt sein. Der Gedanke an die Unsterblichkeit ist der erste Act der Unsterblichkeit. — So führt die Betrachtung der Natur uns zu derselben Lehre, welche mit kindlichen Worten die Schrift ausdrückt“.

Von jener vierfachen Sehnsucht, wie wir sie ausgesprochen finden, ist es aber doch vor Allem die nach Erkenntniß, nach dem Wissen — die Wissenschaft, die das Leben Karl Ernst von Baer's ausgefüllt hat, die ihn das Große hat leisten lassen, was er geleistet hat, die ihn zu dem großen Manne gemacht hat, der er war. In jener Ansprache, die er zum Andenken an Alexander von Humboldt bald nach dem Tode desselben an die mathematisch = physikalische Classe



der St. Petersburger Akademie gerichtet, ist er einst selbst auf die Frage gekommen, welche Männer große genannt zu werden verdienen, und sein Urtheil ist, daß sich kaum eine andere Antwort finden lasse, als: „Groß sind solche Männer, die eine tiefe und nachhaltige Spur hinterlassen“. So gebührt also der Name eines großen Mannes ganz gewiß vor Allem ihm selbst, da die tiefe und nachhaltige Wirkung seiner wissenschaftlichen Leistung von Allen zugestanden wird, die ein selbständiges Urtheil in seinem bestimmter abgegrenzten naturwissenschaftlichen Arbeitsgebiet haben. Uns hier in unserer Estnischen Gesellschaft, die ja keine naturwissenschaftliche Gesellschaft ist, die aber doch eine gelehrte heißt, weil sie sich immer die Aufgabe wissenschaftlicher Arbeit stellt, muß freilich zunächst mehr interessiren, daß er sich im Dienste der Wissenschaft überhaupt, nicht einer einzelnen Wissenschaft, stehend ansieht, daß er in allen, auch dem Einzelnen und Kleinsten gewidmeten Studien immer den Blick auf das große Ganze gerichtet gehalten hat, daß er, so zu sagen, den wissenschaftlichen Gedanken selbst immer gehegt und gefördert hat, daß er ein Mann, ein Vertreter der Wissenschaft als solcher war.

Und wie groß hat er von ihr gedacht! Am Schlusse seines schon oben erwähnten Vortrages, dem er den Namen „Blicke auf die Entwicklung der Wissenschaft“ gegeben, bezeichnet er die Wissenschaft als, „ewig in ihrem Quell, nicht begrenzt in Zeit und Raum in ihrer Wirksamkeit, unermesslich in ihrem Umfange, endlos in ihrer Aufgabe, unerreichbar in ihrem Ziele“. Das sind wieder große und bedeutende Gedanken, die



in diese Worte eingeschlossen sind, die wohl werth wären, weiter erwogen und durchdacht zu werden, die ich aber hier auch nicht weiter verfolge. Aber lassen Sie mich einmal einen Augenblick stehen bleiben und die Frage aufwerfen, was die Wissenschaft selbst eigentlich ist, und sie zu beantworten suchen. Als Sprachforscher halte ich mich dabei zunächst an die Prüfung der Wortform selbst, an das, was man gewöhnlich Etymologie nennt. Dabei ist aber immer hervorzuheben, daß die Kenntniß der Etymologie eines Wortes durchaus nicht ausreicht, seinen ganzen Werth und Inhalt zu bestimmen. Zu letzterem gehört immer auch der Gebrauch, die Geschichte eines Wortes, wenn auch die Etymologie immer die Grundlage zu einer Worterklärung bilden muß.

Wie weit aber die Geschichte eines Wortes, sein Gebrauch im Laufe der Zeit oft von der Etymologie sich entfernen kann, das mag ein Beispiel deutlich machen. Unser deutsches Wort *dichten* ist, so deutsch es auch klingen mag, kein echt deutsches Wort, sondern es gehört ursprünglich dem lateinischen Sprachschatze an. Es hat sich aus dem lateinischen *dictâre* in die ganz deutschgeartete Form *dichten* erst hineinentwickelt. Was ist aber das lateinische *dictâre*? Es gehört zum lateinischen *dîcere* „sagen“ und bedeutet als sogenanntes Intensivum dazu zunächst „mit Nachdruck sagen“, dann „oft sagen“. Solches „oft sagen“ aber bezog man dann insbesondere auf das „wiederholt sagen zum Zwecke des Niederschreibens“ oder das, was wir noch „dictiren“ nennen, welches letztere Wort auch auf das Lateinische *dictâre*



zurückführt. Es entwickelte sich für unser „dichten“ dann weiter die Bedeutung „Ersonnenes oder Erdichtetes zum Niederschreiben wiederholt vorsagen oder dictiren“, wie es die älteren deutschen Dichter, von denen manche, wie zum Beispiel Wolfram von Eschenbach, gar nicht schreiben konnten, sehr gewöhnlich thaten. Daraus aber entwickelte sich noch weiter die Bedeutung „erfinden oder erdichten“, ohne daß dabei überhaupt noch an das „Dictiren“ gedacht wurde. Was hat nun unser „Dichten“ noch mit dem lateinischen *dīcere* „sagen“ zu schaffen? Und doch ruht es darauf. Aber nicht diese etymologische Grundlage allein, sondern nur die ganze weitere Entwicklung macht uns das Wort wirklich verständlich.

Ebenso ist es mit dem Worte „Wissenschaft“. Wir können seine Etymologie feststellen, ohne daß damit sogleich Alles gegeben wäre, was das Wort für uns enthält. Aber doch kommen wir von seiner etymologischen Grundlage aus am Sichersten zu seinem vollen Verständnisse. Wenn wir das Wort etymologisch zerlegen, so löst sich zunächst die Endung „—schaft“ ab, die wir sogleich für verständlich halten, weil sie bei uns eine sehr lebendige ist, in sehr vielen Wörtern in ziemlich gleichmäßiger Weise gebraucht erscheint. Am Häufigsten gebrauchen wir sie in Verbindung mit substantivischen Wörtern, wie Bauerschaft, Bürgerschaft, Dorfschaft, Freundschaft, Herrschaft, Landschaft, Wirthschaft, Gesellschaft und sonst, nicht ganz so häufig, in Verbindung mit Adjectiven, wie Baarschaft, Kundschaft, Gemeinschaft, Bereitschaft, Liebschaft. Das moderne Urtheil wird



hier wohl geneigt sein, das — schaft für eine bloße Ableitungsendung zu erklären, da es an und für sich nicht mehr verständlich scheint, aber schaft war ursprünglich ein ganz selbständiges Substantiv. Es gehört zu schaffen und bildete sich daraus ganz ähnlich wie zum Beispiel Schlacht aus schlagen oder Trift aus treiben und andere Wörter mehr. So bedeutet es zunächst die „Schöpfung“, dann „das Geschaffene“ und in jenen zahlreichen Zusammensetzungen „Beschaffenheit, Zustand“ oder auch „in der Natur liegende Zusammengehörigkeit, Gesamtheit.“ wie in „Bürgerschaft, Mannschaft“ und sonst. So würde also „Wissenschaft“ zunächst die Bedeutung „Beschaffenheit oder Zustand des Wissens“ ergeben. Dabei ist aber doch zu bemerken, daß als ältere Form unseres Wortes sich nur wizzent-schaft zu finden scheint. Darin ist möglicherweise das t rein lautlicher Zusatz, wie etwa in unserem eigentlich, das unmittelbar von eigen ausging, und in manchen anderen Wörtern, denkbar ist aber auch, daß „Wissenschaft“ als ursprünglich „Wissend-schaft“ geradezu von dem Particip „wissend“ ausgegangen ist, also dann wohl zunächst „wissende Beschaffenheit“ oder besser „Beschaffenheit oder Zustand eines Wissenden“ bezeichnet, etwa wie „Bereitschaft“ die Beschaffenheit oder den Zustand dessen bezeichnet, der bereit ist? Und dem entsprechend ist „Wissenschaft“ oder wizzent-schaft auch in früherer Zeit ganz gewöhnlich gebraucht. Man konnte sagen „ihr hattet Wissenschaft von Allem“ oder „mit oder ohne Jemandes Wissenschaft“, wofür wir lieber

einfa cher jagen würden „mit oder ohne Jemandes Wissen“, während wir allerdings in unserer Zufammenfegung „Mitwiffenfchaft“ uns noch an jenen älteren Gebrauch des Wortes „Wiffenfchaft“ anfnließen. So fagt zum Beispiel Schiller, „daß nichts zu kühneren Vertraulichkeiten berechtigt, als eine Mitwiffenfchaft geheimgehaltener Blößen“.

In dem neueren Gebrauche hat ſich nun aber unfer nicht weiter zufammengefetztes „Wiffenfchaft“ gleichfam auf eine höhere Stufe entwickelt, daß man es wohl nicht unzutreffend als einen „ſyſtematiſch zu einem Ganzen verbundenen Inbegriff von Wiſſen oder Kenntniſſen“ erklärt, worin alfo wieder deutlicher jene Bedeutung der „in der Natur liegenden Zufammengehörigkeit oder Geſamtheit“ für den Schlußtheil „ſchaft“ hervorzutreten ſcheint, wie wir ſie oben aufſtellten für Bildungen wie „Bürgerſchaft, Mannſchaft“ und andere.

Nun müſſen wir aber, um die Grundlage für unfer Wort „Wiffenfchaft“ noch weiter klar zu legen, noch etwas tiefer dringen. Es bleibt noch zu erwägen, ob wir nicht das „Wiſſen“ ſelbſt, das darin ſteckt, uns noch hiſtoriſch verſtändlicher machen können. Und das iſt in einer gar nicht uninteressanten Weiſe möglich. In der älteren deutſchen Grammatik hat man ſich damit begnügt, das Zeitwort „wiſſen“ mit ſeinem präfentifchen „ich weiß“ einfach als unregelmäßig zu bezeichnen, die neuere Sprachwiſſenſchaft, die, weil der Stoff, mit dem ſie ſich beſchäftigt, die Sprache, ſich durchaus hiſtoriſch entwickelt hat, auch nur eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft ſein kann und iſt,



hat nach dem Grunde jener Unregelmäßigkeit geforscht und ihn auch gefunden. Sene Verbalformen „ich weiß“ und „wissen“ sind ursprünglich gar keine präsentische Formen, wie wir sie zu denken gewohnt sind, sondern es sind alte Perfectformen. Unser „wissen“ ist kein präsentischer Infinitiv, sondern es ist ein alter Perfect-Infinitiv und unser „ich weiß“ ist ein alter Perfect-Indicativ. Als solcher aber bedeutet unser „ich weiß“ ursprünglich „ich habe gesehen“. Wie unser „essen“ dem gleichbedeutenden lateinischen *edere* entspricht, so gehört unser „wissen“ in einer ganz festen, in weitem Umfange zu beobachtenden Lautentwicklung zum lateinischen *videre*, dem noch die Bedeutung des „Sehens“ innewohnt. Dieselbe Bedeutungsentwicklung wie unser „ich weiß“, zeigt das griechische *oída*, dessen unmittelbare Zugehörigkeit nur dadurch etwas undeutlicher geworden ist, daß der Grieche das *w* als einen ihm unbequemen Laut darin ganz ungesprochen ließ oder nach dem gewöhnlichen Ausdruck abwarf. Das griechische *oída* ist ebenso wie unser „ich weiß“ ein altes Perfect und bedeutete in Uebereinstimmung mit ihm „ich habe gesehen“; die daneben liegende aoristische Form *idēiv*, das aus *vidēin* hervorging, bedeutet noch „sehen“.

So ist unser „Wissen“ ursprünglich ein „Gesehen-haben“. Und von unzähligen Dingen sagen wir noch, daß wir sie wissen, weil wir sie gesehen haben. Wir wissen, daß Karl Ernst von Baer auf unserem Dome ein Denkmal errichtet ist, denn wir haben es Alle gesehen. Aber sogleich entwickelt sich der Gebrauch des Wortes auch freier und weiter.



Wir sagen auch, daß wir wissen, daß ein Horn gebläsen wird, wenn wir es hören und den Hornbläser auch vielleicht gar nicht sehen. Wir wissen, daß es kalt ist, da wir es fühlen. Wir wissen, daß eine Blume schön duftet, daß irgend Etwas angenehm schmeckt, weil wir durch den Geruchssinn, durch den Geschmacksinn diese Erfahrung gemacht haben. Die Bezeichnung, die von dem Gesichtssinn ausging, überträgt die Sprache bald auch auf alle übrigen Sinneswahrnehmungen.

Aber die Sprache geht dann auch noch weiter. Wir sagen, wir wissen, daß in Aegypten Pyramiden stehen, obwohl sie doch wohl keiner aus unserem Kreise selbst gesehen hat, ja wir sagen, wir wissen, daß einst ein Julius Caesar gelebt hat, den doch überhaupt Niemand mehr auffuchen und sehen kann. Die Sprache spricht also mit ihrem „Wissen“, wenn wir nur auf die Etymologie des Wortes sehen, auch da von einem „Gesehen-haben“, wo sich's allerdings ursprünglich um ein Gesehen = haben handelt, das Resultat dieses Gesehen = habens aber erst durch Vermittler, oft durch zahllose Vermittler, Anderen übermittlelt worden ist. Die sinnliche Wahrnehmung scheint so doch überall als die ursprüngliche Grundlage des Wissens vorausgesetzt zu sein. Aber auch über diese Grenze geht die Sprache noch hinaus. Sagen wir doch auch „wir wissen, daß morgen früh die Sonne wieder aufgehen wird,“ was etymologisch also bedeuten würde „wir haben gesehen, daß morgen früh die Sonne wieder aufgehen wird,“ während die als gewiß angegebene Thatsache doch rein der Zukunft



angehört. Aber es liegt in dem angegebenen Beispiele doch wohl im Grunde der Gedanke, „die allgemeinste im weitesten Umfange gemachte Erfahrung, das tausend und abertausendfache wirkliche Gesehen=haben des regelmäßig wiederkehrenden Sonnenaufganges giebt uns die Gewißheit, daß die Sonne auch morgen früh wieder aufgehen wird“. Thatsächlich beruht im gegebenen Falle unser Wissen aber doch auf einer ganz anderen geistigen Thätigkeit, als dem Gesehen= oder in Erfahrung=gebracht=haben; wir pflegen es Rechnen oder Berechnen zu nennen und ich möchte diesen Ausdruck gern auch in weiterem und weitestem Umfange gebrauchen: denn auch wo wir von Urtheilen oder Schlüsse=Ziehen oder dergleichen zu sprechen pflegen, handelt sich's im Grunde um ein wirkliches Rechnen.

Wenn wir sagen, wir wissen, daß am 22sten Juli dieses Jahres in Dorpat eine Mondfinsterniß sichtbar sein wird und am 7ten August eine totale Sonnenfinsterniß wenigstens theilweise sichtbar, so beruht das nur auf Berechnung, aber auf einer Berechnung, die wir für ganz zuverlässig zu halten allen Grund haben. In zahllosen anderen Fällen aber pflegt auch vom Wissen gesprochen zu werden, wo die Berechnung, die Nichtfolgerung keinesweges ganz zuverlässig ist. Wo soll da nun die Grenze zwischen dem wirklich oder sicher Gewußten und dem nur mit halben oder ganz unsicheren Gründen so Genannten bestehen? Das ist die schwierige Frage, die sich durch alle wissenschaftliche Forschung endlos hindurchzieht, ja ihre Lösung ist im Grunde die



Hauptaufgabe aller wissenschaftlichen Arbeit. Alle Konflikte im Gebiete der Wissenschaft drehen sich im Grunde darum, ob das Wahre vom Unwahren, das Wahrscheinliche vom Unwahrscheinlichen in rechter Weise gesondert ist.

„Sondern und scheiden“ heißt im Griechischen *κρίνειν*, davon ging das substantivische *κριτής* aus, das den „Sondernden, den Entscheidenden, den Richter, den Urtheiler“ bezeichnet und auf ihm beruht das adjectivische *κριτικός* „zum Entscheiden oder Urtheilen gehörig“, mit dem *ἡ κριτικὴ τέχνη* „die Kunst oder das geistige Vermögen des Entscheidens oder Urtheilens“ bezeichnet wurde, unser Kritik — das Wort, das man namentlich in wissenschaftlichen Dingen bis auf den heutigen Tag gern festgehalten hat. Karl Ernst von Baer sagt „die Untersuchung, warum man Etwas für wahr zu halten habe, weiß ich mit keinem anderen Worte als mit dem der Kritik zu bezeichnen. Kritik ist der allgemeine Gewinn aller wissenschaftlichen Bestrebung, und für diejenigen Wissenschaften, deren Inhalt von Anfang an ein unendlicher war, die also an Ausdehnung nichts gewinnen konnten, fast der einzige“. An einer anderen Stelle bezeichnet er die Kritik kurz als die Seele der Wissenschaft, und wesentlich demselben Gedanken begegnen wir bei ihm auch wieder in den Worten „Wissenschaft ist uns immer ein Inbegriff von Wissen, zusammengehalten durch das deutliche Bewußtsein, warum man es wisse“. Und wieder giebt er denselben Gedanken in einer anderen Fassung, wenn er sagt, daß die Wissenschaft nicht eine



zusammengehäufte Masse von Ueberzeugungen sei, sondern „ein Inbegriff von Ueberzeugungen, die durch das deutliche Bewußtsein zusammengehalten werden, warum man sie für wahr zu halten habe“.

Bei allen diesen Ausführungen handelt es sich immer um die Wissenschaft überhaupt oder, können wir auch sagen, um alle Wissenschaften, denn sie alle werden durch ein gewaltiges geistiges Band zusammengehalten. Und unser großer wissenschaftlicher Lehrmeister spricht auch davon, daß alle Wissenschaften, alle Richtungen, in denen sich der menschliche Geist bewegt, zusammenfließen. Bei seinem weitumspannenden Blick auf die Entwicklungsgeschichte des Erdkörpers versucht er es, verschiedene Perioden zu scheiden und dabei führt er aus: In einer fünften beginnt das geistige Leben des Menschen seine Macht zu entwickeln, den Stoff zu bezwingen, die Elemente zu beherrschen, das Lebendige zu seinem Sklaven zu machen, und endlich in einer sechsten den geistigen Gewinn in *E i n e E i n h e i t* zu sammeln.

Auf diesem Gedanken einer engsten Zusammengehörigkeit oder Einheit aller Wissenschaften aber ruht auch, was für uns auch noch ein besonderes Interesse haben muß, der Aufbau aller Universitäten. Denn was heißt Universität? Wir haben darin wieder ein Beispiel, wie ein Wort etymologisch durchaus nicht alles enthält, was mit ihm ausgedrückt sein soll, wie aber doch die Etymologie auch immer ein wesentliches Stück, ja die wesentliche Grundlage dessen enthält, was sich später Alles zu seiner Bedeutung herausgebildet hat. Unser „*U n i v e r s i t ä t*“



ist der lateinischen Sprache entnommen. In ihr heißt *universitas* nichts Anderes als „Gesamtheit“; es ging aus von dem adjectivischen *universus* „gesammt, sämtlich“, das vorwiegend im Gegensatz zu *singuli* „die Einzelnen“ gebraucht wird, wie zum Beispiel in *universa civitas* „die gesammte Bürgerschaft“ im Gegensatz zu den einzelnen Bürgern, *civēs singulī*. Seine eigentliche Bedeutung aber als eines deutlich zusammengesetzten Wortes ist „auf Eines (*unum*) oder einen Punct gewandt (*versus*)“, woraus sich leicht „vereinigt, gesammt, sämtlich“ weiter entwickelte. Die *universitas* „Gesamtheit“ aber als Universität ist nur in Verbindung gebraucht oder dann doch gedacht mit dem Genitiv *litterarum* „der Wissenschaften“ oder den adjectivischen *litteraria* „auf die Wissenschaften bezüglich“. Der Lateiner bezeichnete mit den hier herzugezogenen *litterae*, was ursprünglich nur „Buchstabe“ bedeutet, wie wir es noch in der Form *Lettern* für die Buchstabenformen in den Druckereien zu gebrauchen gewohnt sind, ganz gewöhnlich etwas aus einzelnen Buchstaben Bestehendes, Geschriebenes überhaupt, sehr oft dann zum Beispiel „Brief“, dann aber auch insbesondere „Litteratur, gelehrte Litteratur“ und weiter auch „Wissenschaft“ überhaupt, weil sie doch in der Regel in schriftlicher Ausführung gedacht ist.

Unsere Gelehrte Estnische Gesellschaft steht auch in nahem Zusammenhange mit unserer Universität, sie hat, wie schon öfter hervorgehoben ist, ihre ursprüngliche ministerielle Bestätigung nur erhalten als



„Gelehrte Estnische Gesellschaft bei der Universität Dorpat“. So sollen wir auch dessen immer eingedenk bleiben, daß wir uns mit unserer Arbeit in das große Gesamtgebiet der Wissenschaften einfügen sollen. Wer kann uns aber auf diesem Wege ein schönerer Leitstern sein, als der große Mann, dessen heute bei der Feier der Wiederkehr der Stiftung unserer Gesellschaft zu gedenken mir sehr nahe zu liegen schien, als Karl Ernst von Baer, der, von allen ihm näher stehenden Fachgenossen im höchsten Grade bewundert und verehrt, nicht minder auch als Vertreter der Wissenschaft überhaupt einzig groß dasteht, und den wir auch als einst in den engeren Kreis unserer Gesellschaft gehörend allezeit in treuestem Angedenken hoch verehren dürfen.
